

Prof. Dr. Nörbert Köster, Universität Münster
Vortrag beim Neujahrsempfang des Bistums Osnabrück
am 7. Januar 2024

Christentum als Kulturerbe

Sehr geehrter Diözesanadministrator Weihbischof Wübbe,
sehr geehrte Frau Oberbürgermeisterin Pötter,
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter aus Politik und Wirtschaft, aus Vereinen und Verbänden,
sehr geehrte Vertreterinnen und Vertreter von Kirchen und Religionsgemeinschaften,
sehr geehrte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bistums Osnabrück,
verehrte Gäste!

Ich bin als Kirchenhistoriker eingeladen, heute zu Ihnen zu sprechen. Verzeihen Sie mir deshalb, wenn ich mit der Frage beginne, seit wann es eigentlich Neujahrsempfänge gibt und welchen Sinn und Zweck sie haben.

Neujahrsempfänge kommen zu Beginn des 19. Jahrhunderts auf, als nach dem Wiener Kongress politische und religiöse Strukturen auseinanderfielen und die gesellschaftlichen Kräfte pluraler wurden. Ein Neujahrsempfang diente Herrscherhäusern dazu, zu Beginn des Jahres die verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zu versammeln und am Beginn des neuen Jahres gemeinsame Aufgaben und Ziele zu formulieren.

Nun kann es heute Morgen nicht meine Aufgabe sein, am Beginn dieses Jahres Ziele für Sie zu benennen. Für das Bistum wird es ja spannend sein, welche Ziele ein neuer Bischof formulieren wird, und für die Politik steht es mir sowieso nicht zu, Ziele zu benennen.

Was ich aber tun kann, ist, nach etwas Gemeinsamem zu fragen, das uns in dieser plural gewordenen Welt verbinden kann.

Und da ich nun einmal als Kirchenhistoriker eingeladen bin, würde ich diese Frage gerne zuspitzen auf einen Punkt, mit dem ich mich viel beschäftige und der heute Morgen beim Neujahrsempfang des Bistums wenigstens im Unterbewusstsein eine wichtige Rolle spielen dürfte, nämlich der Frage, ob das christliche Kulturerbe für unsere Gesellschaft eigentlich noch eine Bedeutung hat.

Hier geht es um viel mehr als um die Frage, ob die Kirche noch eine Bedeutung hat. Es geht um die Frage, ob es überhaupt Verbindungslinien des Christentums in unsere Gesellschaft gibt und wenn ja, wo genau diese eigentlich liegen.

Diese Frage konkretisiert sich nicht zuletzt am Umgang mit christlichem Kulturerbe, also den materiellen und immateriellen Relikten des Christentums in unserer Gesellschaft. Das sind einerseits Gebäude und ihre Ausstattung, vor allem Kunstwerke, und andererseits christliches Brauchtum wie die Sternsinger.

Kulturerbe ist ein neues Paradigma, das mit der europäischen Kulturerbe-Konvention von Faro im Jahr 2005 ein Standard geworden ist. Wir sprechen – zumindest offiziell – nicht mehr von „Denkmal“, sondern von Kulturerbe. Der Hintergrund ist, dass es auch in einer säkularen Gesellschaft einen aktiven Umgang mit Relikten der Vergangenheit geben muss. Eine säkulare Gesellschaft muss sich darüber verständigen, was sie warum erhalten will. Es reicht nicht aus, Dinge zum Denkmal zu erklären, die Objekte müssen wirklich geerbt werden oder als Erbe ausgeschlagen werden.

Das ist nicht ungefährlich und hat zu vielen Debatten geführt. Hinter dem Kulturerbe-Gedanken kann sich die Idee einer kulturellen Identität verbergen. In den Kulturwissenschaften geht man deshalb viel der Frage nach, wie in gesellschaftlichen Diskursen eine vermeintliche Identität konstruiert wird. In der Politik sind Fragen der Identitätskonstruktion fast täglich auf der Agenda.

In Ländern wie England und Frankreich laufen solche Debatten anders als in Deutschland, da die Nation dort eine unhinterfragte Größe ist. Aber auch dort fragt man sich, was die Nation eigentlich ausmacht.

Dass die Kathedrale Notre Dame in Paris zu Frankreich gehört, ist völlig klar, der Wiederaufbau ist gemeinsame Sache. Wofür Notre Dame aber steht, ist nicht so klar. Das kann man daran sehen, dass der staatlich geplante Wiederaufbau meines Erachtens völlig unsinnigerweise einen Zustand des 19. Jahrhunderts wiederherstellt. Das Domkapitel konnte lediglich ein paar neue Fenster erkämpfen und Umweltschützerinnen und Umweltschützer erkämpfen gerade, dass das Dach nicht wieder mit Blei gedeckt wird.

In Deutschland ist das Thema wesentlich komplexer. Wir haben aufgrund unserer Geschichte keine nationale Identität. Wir erleben allenfalls Versuche, eine solche mit Hilfe des Christentums zu konstruieren.

Mir geht es aber, um das klar herauszustellen, keineswegs um Identität. Ich würde sogar mit dem französischen Philosophen Francois Jullien behaupten, dass es eine kulturelle Identität gar nicht gibt. Auch eine christliche Kultur gibt es nicht, es gibt allenfalls eine vom Christentum beeinflusste Kultur.

Mir geht es um etwas anderes. Die Konvention von Faro sieht es als Auftrag der demokratischen Gesellschaft, Teilhabe am Kulturerbe zu ermöglichen. Kulturelle Teilhabe ist ein Menschenrecht. Nicht nur die nächste Generation, sondern auch Migrantinnen und Migranten haben ein Recht, die Bedeutung von Bauwerken, Kunstgegenständen und Brauchtum zu erfahren, sie zu verstehen und sich dazu zu positionieren.

Wir stehen damit vor einem großen Dilemma. Wir haben ein riesiges kulturelles Erbe, das für unsere Gesellschaft zunehmend zu einem Problem wird. Während wir uns von Relikten des Kolonialismus, des Imperialismus und des Rassismus gemeinsam klar distanzieren, gibt es zum christlichen Kulturerbe ein Nicht-Verhältnis: Entweder wird das Christliche Kulturerbe in den privaten Raum verbannt oder es wird auf handwerkliche Kulturleistungen reduziert.

Ich möchte das an einem unverfänglichen Beispiel aus Nordrhein-Westfalen erläutern. Der Kreis Warendorf hat dank des großen Engagements seines Landrates in einer konzertierten Aktion mit Banken, Stiftungen, Kirchen und privaten Spendern 3 Mio. Euro aufgebracht, um das Liesborner Evangeliar aus dem 11. Jahrhundert auf dem Kunstmarkt zu erwerben und zurück in das ehemalige Kloster Liesborn im Südkreis Warendorf zu bringen, das heute ein Heimatmuseum des Kreises Warendorf ist. Ebenso viel investierte der Kreis in eine grandiose Präsentation des Evangelinars. Dort wird die Entstehung des Evangelinars erläutert, werden besondere Seiten des Buches gezeigt und das verwickelte Schicksal des Evangelinars nach der Säkularisation des Klosters 1803 erzählt.

Die Frage, warum ein Evangeliar als christliches Kulturerbe erhaltenswert ist, wird in der Ausstellung allerdings nicht gestellt.

Wir stehen an dem eigentümlichen Punkt, dass es in der Kirche wie in der säkularen Gesellschaft eine große Sprachlosigkeit hinsichtlich des christlichen Kulturerbes gibt. Es gelingt beiden Seiten scheinbar nicht, Verbindungslinien zwischen Objekten christlicher Tradition und der heutigen säkularen Gesellschaft zu finden.

Dieses Phänomen ist theoretisch von nicht wenigen großen Denkern bedacht worden. So unterschiedliche Philosophen und Soziologen wie Charles Taylor,

Bruno Latour, Hans Joas und Francois Jullien – um nur einige zu nennen - haben sich intensiv mit der Frage beschäftigt, worin die Gründe dafür liegen, dass die säkulare Gesellschaft mit ihren christlichen Wurzeln nicht umgehen kann.

Einig sind sie sich die Autoren darüber, dass es zu den wesentlichen Herausforderungen der westlichen Welt gehört, eine Verbindung zu seinem christlichen Kulturerbe aufzubauen, wie auch immer diese aussieht.

Der bereits erwähnte Philosoph Francois Jullien hat ein Buch geschrieben, das den Titel *Christentum als Ressource* trägt. Es ist ein sehr komplexer Gedankengang. Der Kerngedanke ist aber ganz einfach: Das christliche Kulturerbe ist von seinem Kern her nicht etwas Abgrenzendes und Ausschließendes, sondern als etwas ganz und gar Undogmatisches Ressource für Gemeinsames.

Der Gedanke mag erstaunen. Sind christliche Bilder nicht gemalte Dogmatik? Definieren sie nicht, was man zu glauben hat? Natürlich kann man christliche Bilder so lesen und sie werden oft so gelesen. Aber genau das ist das Problem.

Christliche Kunst entfaltet ihr Potential erst, wenn sie nicht dogmatisch gelesen wird. Künstlerinnen und Künstler hatten selten ein dogmatisches Interesse. Große Kunst wie große Literatur stellt das Leben dar, nicht mehr und nicht weniger.

Ein Beispiel: Weihbischof Wübbe hatte in seinem Weihnachtsgruß das Bild einer Skulptur vor dem Bahnhof in Antwerpen, die eine Taube darstellt. Die Taube als Symbol ist eine Ressource der jüdisch-christlichen Tradition, die Künstlerinnen und Künstler ganz unbefangen verwenden. Ich finde das großartig und ausdrucksstark. Die Taube hat nichts Dogmatisches, sondern etwas Verbindendes.

Ich bin davon überzeugt, dass das für den Großteil des Christlichen Kulturerbes gilt, wenn man es denn zu sehen versteht. Ich möchte Ihnen das an einem ganz aktuellen Kunstwerk erläutern, das sich genau mit dieser Frage der traditionellen Bilder christlichen Kulturerbes auseinandersetzt.

Ich bleibe etwas mehr in der Nähe als Weihbischof Wübbe. Da man im Bistum Osnabrück gute Erfahrungen mit Dingen aus dem Erzbistum Paderborn gemacht hat, erlaube ich mir, mit ihnen über ein Altarbild aus der Pfarrkirche von Drolshagen bei Olpe nachzudenken. Es entstand 2022.

Der Künstler Thomas Jessen erhielt von der Kirchengemeinde den Auftrag, in dem aus den 60er Jahren stammenden Neubau der Pfarrkirche einen neuen Hochaltar zu gestalten. Es handelt sich um einen traditionellen Flügelaltar, der in den sog. geprägten Zeiten, in Advent und Fastenzeit, geschlossen wird, sonst aber geöffnet ist.

Sie sehen hier jetzt nur die geschlossene Seite. Für die äußerst interessante Innenseite fehlt leider die Zeit. Wenn Sie sich dafür interessieren, finden sie auf der Homepage bildtheologie.de eine tolle Masterarbeit einer Studentin zu dem Altar.

Die zuerst fertiggestellte Innenseite führte in der Gemeinde zu heftigen Protesten. Dass dort die heilige Maria in Jeans und Rollkragenpullover dargestellt ist, wurde in Leserbriefen und Einträgen in sozialen Netzwerken aufs Übelste beschimpft. Es war auch Anlass der Masterarbeit, denn die Oma der Studentin beschwerte sich bei ihrer Enkelin über das schreckliche Bild. Die aber fand es gar nicht schrecklich.

Es ist ein ganz typisches Phänomen: Eine schöpferische Adaption christlicher Bildtraditionen und ihre Rückführung auf zeitlose Kerngehalte erscheint vielen Kirchengemeinden als Sakrileg und als Selbstaufgabe. Das ist ein massives Problem.

Das Anliegen des Künstlers will ich Ihnen an der Außenseite, dem schlichten Bild für die Advents- und Fastenzeit erläutern. Die vorherrschende Farbe violett stellt den Bezug zu diesen Zeiten her, deren liturgische Farbe violett ist.

Hinter dem Goldvorhang sehen Sie oben ein klassisches Bildmotiv der christlichen Kunstgeschichte: eine Verkündigungsszene. Es ist sogar genau erkennbar, dass Jessen hier ein Bild von Simone Martini aus dem Jahr 1333 kopiert. Es hängt heute in den Uffizien in Florenz.

Der Inhalt ist für mit dem Christentum Vertraute klar: Maria erhält vom Engel die Botschaft, dass sie ein Kind bekommen wird.

Menschen des Spätmittelalters, die dieses Bild sahen, kannten natürlich die Geschichte aus dem Lukasevangelium. Aber sie verbanden mit dem Bild wesentlich mehr als diese biblische Geschichte.

Für Menschen des Mittelalters war Maria die hohe Frau, die liebe Frau. Sie war im Unterschied zu ihrem Sohn, der für Gerechtigkeit stand, das Inbild von Güte und Barmherzigkeit.

In der feudalen Gesellschaft des Mittelalters war damit eine Gegenperspektive aufgebaut: Im Unterschied zu realen Herrscherinnen und Herrschern sehen wir bei Christus den wirklich gerechten Herrscher und bei Maria die wirklich barmherzige, gütige Herrscherin, die an der Gerechtigkeit des Herrschers vorbei jede Gnade schenkt. Zu dieser Zeit wurde das Gebet *Gegrüßet seist du Maria, du bist voll der Gnade*, populär.

Um es einmal ganz einfach zu sagen: Maria war für die Menschen des Mittelalters die hohe Frau, von der man alles bekommen konnte. Maria war Bild des Himmels, der es wirklich gut mit mir meint. Marienbilder sind Bilder des Vertrauens in das Leben.

Das gilt ganz besonders für Verkündigungsszenen: Maria nimmt die Botschaft an, weil sie vertraut. Weil sie überzeugt ist, dass der Himmel es gut mit ihr meint, kann sie auch negative Botschaften annehmen.

Zahllose Menschen haben vor solchen Bildern in der Geschichte Trost und Zuversicht gesucht, wenn im Leben etwas auf sie zukam, dem sie sich nicht gewachsen fühlten.

Die Menschen schauten auf Bilder, um ein Bild zu verinnerlichen. Bildung hieß, Bilder in sich aufzunehmen. Hier ist es das Bild, dass der Himmel mir zutraut, mit der Botschaft, die mich erreicht, zu leben.

Natürlich kann man das Bild auch dogmatisch als bildlichen Ausdruck des Glaubens an die Jungfrauengeburt lesen. Große Künstlerinnen und Künstler sind aber gerade daran zu erkennen, dass sie diese Ebene verlassen und einen Bezug zu den Betrachtenden herstellen.

Thomas Jessen macht mit seinem Bild zunächst einmal sehr deutlich, dass das alte Bild heute nicht mehr funktioniert. Kaum einer versteht es noch oder verbindet etwas damit. Das alte Bild verschwindet deshalb hinter dem Vorhang, es hängt in Kirchen und Museen und hat mit dem Alltag nichts zu tun.

Nun hat Thomas Jessen in den Vordergrund zwei Frauen auf Küchenstühle gesetzt. Es sind biblische Frauen, die auch auf der Innenseite vorkommen: Maria (rechts) und Veronika (links).

Diese beiden Frauen sind nun nicht irgendwelche, es sind Porträts. Es sind zwei Darstellerinnen aus Oberammergau. Rechts Maria Hecht, die 2022 tatsächlich die Maria gespielt hat und links ihre Tochter Ursula Mayr, die die Veronika dargestellt hat.

Nun könnte man es für einen etwas billigen Einfall halten, dass Jessen Darstellerinnen aus Oberammergau zeigt.

Betrachtet man seinen Altar aber genau, geht es Jessen darum zu sagen, dass nicht nur die alten Bilder nicht mehr funktionieren, sondern eigentlich auch Oberammergau nicht mehr funktioniert. Auch eine noch so spektakulär inszenierte Jesusgeschichte schafft den Sprung in das heute nicht mehr.

Wie geht Jessen damit um? Er hat Mutter und Tochter auf Küchenstühle gesetzt. Nicht die Kirche, nicht das Theater, sondern die Küche ist der entscheidende Ort im Leben. Hier entscheidet sich etwas ganz Wesentliches, nämlich wie wir mit den Botschaften umgehen, die wir bekommen, und wie andere mit den Botschaften umgehen, die wir mitbringen.

Die Farben schwarz und blau lassen keinen Zweifel: Die Tochter kommt mit einer Botschaft, die für sie dunkel ist. Ihr ist etwas passiert, dass ihr den Boden unter den Füßen wegzieht.

Ihre Mutter schreckt nicht zurück wie Maria auf dem Bild, sondern sie schaut ihrer Tochter in die Augen, sie hält ihre Hände und umschließt mit ihren Füßen die ihrer Tochter. Sie steht zu ihr. Mitten im Alltag in der Küche.

Wichtig ist, dass Jessen den Bezug von Vorder- und Hintergrund offenlässt. Wird hier ein Gegensatz aufgebaut? Löst das Bild vorne das hintere ab? Brauchen wir unser Kulturerbe nicht mehr? Oder sind wir sogar besser? Immerhin wendet sich die Mutter im Vordergrund nicht von der Tochter und ihrer Botschaft erschrocken ab.

Die Reaktionen in der Gemeinde und der Öffentlichkeit auf diese Darstellung können im Wesentlichen in zwei Gruppen zusammengefasst werden.

Viele Binnenkirchliche sehen in diesem Altar eine unerlaubte Verkürzung der biblischen Botschaft. Den Engel und Maria so zu deuten, ist eine Blasphemie oder wenigstens eine Verkürzung des Glaubens. Es geht doch um eine theologische

Aussage über die Geburt Jesu! Wie kann man die mit einer Küchenszene in Verbindung bringen?

Die anderen kommen aus der säkularen Richtung und kritisieren, dass hier etwas ganz Menschliches religiös überhöht wird. Was hat es mit Gott zu tun, wenn eine Mutter ihrer Tochter zuhört? Wird hier nicht eine religiöse Sauce über etwas Alltägliches gegossen?

Wie der Bezug von Vorder- und Hintergrund zu verstehen ist, ergibt sich nicht aus dem Bild selbst, sondern aus dem Objekt und seinem Ort: Es ist ein Altarbild.

Die im Spätmittelalter entstehenden Altarbilder wollen den sich in der Liturgie öffnenden Himmel anschaubar, begreifbar machen. Altarbilder verstehen sich als Gnadenbilder: Sie veranschaulichen den Himmel und das, was er schenkt.

Also: Indem Jessen ein Altarbild malt, verdeutlicht er, dass das echte Zuhören, das wirkliche Aufnehmen einer negativen Botschaft und das ehrliche Stehen zueinander etwas ist, das die Alltagserfahrung weit übersteigt. So etwas zu erleben ist etwas ganz Kostbares, etwas Heiliges.

Ihm geht es nicht um einen banalen moralischen Appell, sondern um eine zutiefst bewegende Erfahrung: So verstanden und aufgenommen zu werden wie die Tochter in Bild, ist eine Erfahrung des Himmels.

Vorder- und Hintergrund des Bildes sind also komplementär: Was im Mittelalter durch die Verkündigungsszene zum Ausdruck gebracht wurde, bringt Jessen durch eine Alltagsszene zum Ausdruck.

Die eigentliche Brisanz des Bildes steckt nun darin, dass im Bild der Küchentisch fehlt. Die Aussage ist klar: Der Küchentisch steht vor dem Bild, es ist der Altar, um den sich die Gemeinde versammelt.

Dass Jessen die christliche Botschaft an den Küchentisch verlegt und den Altar zum Küchentisch erklärt, ist provozierend, aber es ist eine heilsame Provokation.

Für Gottesdienstbesucherinnen -und -besucher ist es die Provokation, dass Gott wirklich dort Mensch wird, wo das geschieht, an jedem Küchentisch.

Das stimmt sogar dogmatisch. Um es theologisch zu formulieren: Das, was wir auf dem Bild sehen, hat Jesus von Nazareth voll und ganz gelebt. Er war, um es mit Joseph Ratzinger zu formulieren, ganz das, was er sagte. Deshalb sehen Christinnen und Christen in ihm den Himmel selbst. Und wenn er uns um seinen Tisch versammelt, geht es um nichts anderes, als um das, was zwischen Mutter und Tochter auf dem Bild passiert. Wir dürfen uns an die Stelle der Tochter setzen und ihn an der Stelle der Mutter sehen.

Thomas Jessen, der sich selbst nicht als gläubigen Christen sieht, erteilt Christen eine wichtige Lektion: Seht Eure Bilder nicht als dogmatische Aussagen, sondern als Bilder des Lebens, in denen der Himmel erfahrbar ist.

Die Provokation des Künstlers geht aber auch an die, die außen stehen. Die nicht in der Kirche sind oder sein wollen. Denn für sie gilt die gleiche Frage: Siehst Du in dem Bild auch deinen eigenen Küchentisch? Ist der Küchentisch für dich ein heiliger Ort, an dem Erfahrungen möglich sind, die zutiefst berühren, weil sie den Alltag weit überschreiten und zu etwas viel Größerem führen?

Thomas Jessen führt ein 800 Jahre altes Bild aus dem christlichen Kulturerbe zurück auf eine Frage, die jeden Menschen so oder so betrifft.

Er verdeutlicht, dass es im Kern des Bildes nicht um Dogma und Wahrheit, nicht um Kultur und Identität, sondern um die ganz einfache Aussage geht, nämlich, dass es zu den tiefsten Erfahrungen des menschlichen Lebens gehört, trotz einer schlechten Botschaft ganz angenommen zu werden.

Christliches Kulturerbe bringt solche Situationen ins Bild. Es kann damit eine Ressource sein, über die Verletzungen und Hoffnungen ins Gespräch zu kommen, die wir in uns tragen.

Nun mögen sie denken, dass wir am Beginn dieses Jahres größere Probleme haben als das Christliche Kulturerbe. Wir sehen gerade viele dunkle Bilder. Der Klimawandel und seine Folgen zeigen, wie sehr wir Ressourcen unverantwortlich vergeudet haben. Wir vergeuden die Ressourcen dieser Erde in Kriegen. Und denjenigen, die uns täglich Ressourcen bereitstellen, wird die Lebensgrundlage entzogen.

Angesichts der großen Herausforderungen kann es eine Hilfe sein zu sehen, dass die Menschen vor uns, die weit weniger Ressourcen zum Leben hatten,

großartige Bilder hatten, die ihnen nicht nur Kraft zum Leben, sondern auch Kraft zur Gemeinschaft gaben.

Am Beginn dieses neuen Jahres wünsche ich Ihnen, dass Sie, wo auch immer sie stehen, solche Bilder haben, die sie zusammenführen, ins Gespräch und ins Nachdenken über das Leben bringen und Ihnen etwas Größeres eröffnen.

Ich danke Ihnen.